

Alexander Pfeiffer

Ein Zug wird kommen

Ich sitze in seiner Küche und spiele »Muß I denn« für ihn auf seiner alten Gitarre und er weint. Er weint jedesmal, wenn er das Lied hört. Und jedesmal, wenn ich ihn besuche, bittet er mich, es für ihn zu spielen. Die Gitarre liegt ganz oben auf seinem Küchenschrank. Sie ist alt und staubig und sieht aus, als könnte man nicht mehr darauf spielen, aber das stimmt nicht.

Er ist erst vor ein paar Monaten in unser Dorf gezogen. Meine Mutter sagt, er hat hier eine Nichte. Sie sagt, er ist ein ehemaliger Bergmann. Heißt das, daß er auf Berge gestiegen ist? Mama sagt, er ist siebzig Jahre alt. Meine Opas sind siebenundvierzig und einundfünfzig. Ich glaube, siebzig ist sehr alt.

Seine Finger tippen auf die Tischplatte. Als würde er das Lied auf einem unsichtbaren Klavier mitspielen. Die Finger sehen aus wie die Äste von einem sehr alten Baum. Seine Augen sind geschlossen und aus ihnen laufen Tränen heraus. Ich höre auf zu spielen. Seine Augen öffnen sich.

»Warum hörst Du auf, Junge? Spiel weiter... Bitte.«

Ich spiele weiter und singe dazu. »Muß I denn, muß I denn zum Städtele hinaus, Städtele hinaus, und du, mein Schatz bleibst hier. Wenn I komm, wenn I komm, wenn I wieder, wieder komm, kehr I ein, mein Schatz, bei dir.«

Ich weiß nicht genau, was diese Worte bedeuten. Ich weiß nicht, warum sie ihn zum Weinen bringen. Meine Mutter hat mir das Lied beigebracht. »Übers Jahr, übers Jahr, wenn mer Träubele schneidt, Träubele schneidt, stell I hier mich wiederum ein. Bin I dann, bin I dann dein Schätzele noch, Schätzele noch, so soll die Hochzeit sein.«

Ich bin zu Ende und er wischt sich die Augen. Seine Hände fahren über sein Gesicht, über die Falten und das graue Haar, das um seinen Mund wächst. Es sieht aus, als wollte er sie durch siebzig Jahre gleiten lassen, um zu sehen, was an ihnen hängenbleibt. Er legt sie in den Schoß und schaut auf sie runter. Er schüttelt den Kopf. Als wollte er sagen: »Mit denen kann ich keine Berge mehr besteigen.«

Ich bin zehn Jahre alt. Für ihn muß das sehr jung sein. Er ist so viel älter als meine Opas. Er könnte der Opa von meiner Mutter sein. Oder von meinem Vater. Er ist wie etwas, was schon da war, lange bevor meine Mutter mich zur Welt gebracht hat. Wie ein Baum. Für ihn muß ich sein wie ein Blume oder so was. Ich glaube, wir sind Freunde.

Manchmal stelle ich mir vor, wie wir zusammen auf dem staubigen Damm eines kleinen Bahnhofs sitzen und auf den Zug warten. Es wird ein kurzer Zug sein, mit nur wenigen Waggons, in denen kaum Menschen, sondern nur irgendwelche Sachen mitfahren, Schießpulver vielleicht, und Goldbarren. Und er wird uns hier rausbringen, in ein Land, von dem nur wir beide wissen und außer uns niemand.

Ich habe meine Mutter gefragt und sie hat mir das mit den Bergen erklärt. Berge, die unter der Erde sind. Da ist er hinabgestiegen und hat Kohle aus ihnen herausgeholt. Die Kohle haben die Leute gebraucht, um ihre Häuser warm zu machen im Winter. Und er hat sie aus den Bergen herausgeholt für die Leute.

Mama sagt, er hat die Kohle aus drei verschiedenen Bergen herausgeholt, aus »Stollen« hat sie gesagt. Er hat sie dort herausgeholt, bis keine Kohle mehr da war und dann ist er zum nächsten Stollen gezogen. Einmal mußte er dabei eine Frau zurücklassen, die er heiraten wollte. Sie wollte ihn auch heiraten, aber als er die Kohle aus dem Stollen herausgeholt hatte und wieder nach Hause kam, hatte sie einen anderen geheiratet. Ich habe Angst davor, noch einmal »Muß I denn« für ihn zu spielen.

Ich bin mir jetzt sicher, daß wir Freunde sind. Er weiß Dinge, die niemand sonst weiß. Er war bei dem dabei, was sie den »Zweiten Weltkrieg« nennen. Er erzählt mir oft davon, während er auf einem Stück Tabak herumkauert. Sie haben ihn verletzt in dem Krieg und deshalb durfte er wieder nach Hause. Er hat mir die Wunde gezeigt. Es ist ein Loch in seinem Arm, wo die Kugel reinging, und eins in seiner Brust, wo sie wieder raus kam. Es sind nicht wirklich Löcher, aber man sieht, daß da mal Löcher waren.

Als die Löcher zugewachsen waren, mußte er wieder hin zum Krieg, nach Rußland.

»Aber da konnten sie mit mir nichts mehr anfangen«, sagt er. »Als sie mich eingezogen haben, war ich für Hitler, wie alle. Aber nachdem ich den Krieg erlebt hatte, war es vorbei damit. Und als sie mich dann nach Rußland geschickt haben, war es ganz aus. Es war der reine Wahnsinn. Die Leute zu Hause ahnten überhaupt nicht, wie es war. Die hatten nur die verlogenen Radioansprachen. Die dachten, sie könnten ihren nächsten Heimaturlaub in Moskau verbringen. Aber ich hab sie gesehen, die Leichenberge entlang der Straße. Hunderte von getöteten Männern. Kannst du dir das vorstellen?«

Ich schüttle den Kopf.

Er schüttelt seinen auch. »Es war der reine Wahnsinn. Wir, die wir dabei waren, wir wußten es. Hitler war ein kranker Mann, der es auf unser aller Leben abgesehen hatte. Ich und drei Kameraden, wir sind geflohen. Desertiert, verstehst du? Wir sind zurück nach Hause. Zu Fuß!«

»Habt ihr lange gebraucht?«

Er nickt. »Wochen, Monate. Und wir mußten ständig auf der Hut sein vor den Feldjägern.«

»Jäger?«

»Ja, die haben nach Deserteuren gesucht, nach solchen wie uns, und haben sie erschossen.«

»Russische Jäger?«

»Nein, deutsche! Unsere eigenen Leute, verstehst du? Wer nicht mehr für Hitler kämpfen wollte, wurde erschossen. Wir haben uns unter den Leichenbergen versteckt, wenn sie kamen.«

Ich versuche mir das vorzustellen. Es funktioniert nicht richtig.

»Und als ich endlich nach Hause kam...«, er hört auf zu sprechen und zwinkert ein bißchen mit den Augen. »Da hatten sie die ganze Stadt bombardiert. Luftangriffe, verstehst du? Sie hatten das Haus von meiner Rosie getroffen.« Er schüttelt den Kopf. »Rosie... Sie war grade mal achtzehn.«

»Wie alt warst du damals?«

»Zwanzig«, sagt er. »1945 war das. Kurz drauf war der Krieg aus.«

Und dann ging er in die Berge, die unter der Erde sind, und lernte die Frau kennen, die ihn zuerst heiraten wollte und dann einen anderen heiratete. Ich denke darüber nach, wie viele Dinge in siebzig Jahre passen. Sieben mal so viele wie in zehn Jahre? Ich versuche mir das vorzustellen. Alles, was ich bis jetzt erlebt habe, mal sieben. Es funktioniert nicht. Ich hätte dann immer noch nicht solche Sachen zu erzählen wie er. Und »Muß I denn«, das werde ich bestimmt nicht mehr für ihn spielen.

»Laß uns was trinken gehen«, sagt er und spuckt den Tabak aus seinem Mund.

Wir gehennach draußen zu seinem Auto. Ich setze mich auf den Beifahrersitz und er schaut mich an. »Wie groß bist du?«

»Ein Meter und siebenvierzig Zentimeter«, sage ich.

»Setz dich mal hier herüber. Kannst du über das Lenkrad sehen? Prima! Wir werden ein bißchen fahren üben, was hältst du davon?«

Ich nicke. Er setzt sich wieder ans Lenkrad und wir fahren aus dem Dorf heraus zu einem Feldweg, wo außer uns niemand ist. Er zeigt mir, wie das Auto funktioniert. Es ist gar nicht so schwer.

Nachdem wir mit dem Üben fertig sind, nimmt er mich mit in das Lokal, in das mein Vater nie geht, weil er sagt, daß da die Tagediebe hingehen. Er bestellt mir Cola. Meine Mutter will nicht, daß ich Cola trinke

»Ein Junge kann nicht immer auf seine Mutter hören«, sagt er.

Ich will auf meine Mutter hören, aber mir schmeckt Cola gut. Ich verstehe nicht, warum ich keine trinken soll. Manchmal ist es schwer, auf Mama zu hören.

Er bestellt sich Bier. Er steckt Tabak in seinen Mund und erzählt den anderen alten Männern dort Geschichten. Von dem, was sie den »Zweiten Weltkrieg« nennen. Von den Bergen, die unter der Erde sind. Von der Kohle, die er von dort raufgeholt hat. Aber nicht von der Frau, die ihn zuerst heiraten wollte und dann einen anderen heiratete. Und auch nicht von Rosie.

Als wir wieder nach Hause fahren, stelle ich mir vor, daß wir unterwegs sind zu dem staubigen, kleinen Bahnhof. Wir werden das Auto dort stehen lassen und auf den Zug warten, der uns hier raus bringt. In ein Land, von dem nur wir beide wissen und außer uns niemand.

In dem Lokal, in das mein Vater nie geht, bekomme ich meine Cola jetzt schon vor mir auf den Tisch gestellt, bevor er sie überhaupt für mich bestellt hat. Die Männer dort nennen mich seinen »Kompagnon«. Ich weiß nicht genau, was das heißt. Aber ich finde, daß es gut klingt. Ich stelle mir vor, daß ein Kompagnon so was ist wie ein Hilfssheriff. In einem amerikanischen Film, den ich gesehen habe, hieß der Hilfssheriff »Deputy«. Vielleicht ist Kompagnon ja das deutsche Wort für Deputy.

Die alten Männer trinken Bier und spielen Karten. Sie erzählen sich, was sie gemacht haben in ihrem Leben, während sie spielen. Einer von den Männern erzählt, daß er in Amerika war und nach Öl gebohrt hat. Ich schaue ihn an und versuche mir das vorzustellen. Ich glaube, daß er lügt.

Ich trinke meine Cola und höre ihnen weiter zu. Ich frage mich, ob er auch manchmal lügt. Ich glaube nicht. Nicht zu mir. Vielleicht zu den anderen Männern. Aber nicht zu mir.

Wenn wir wieder gehen, kann er nicht mehr so gut laufen und ich muß sein Auto fahren.

»Wegen der Polizei«, sagt er.

Ich weiß nicht genau, was er damit meint. Aber ich mag es, wenn er das sagt. Ich kann das Auto jetzt schon ganz allein fahren. Er muß überhaupt nichts mehr sagen. »Schalten!«, »Kupplung kommen lassen!«, oder so. Ich kann es ganz allein. Ich wünschte, ich könnte das meinem Vater erzählen, aber ich glaube, es ist besser, wenn er nichts davon weiß.

Als wir bei ihm zu Hause sind, gebe ich ihm die Autoschlüssel und er gähnt und sagt: »Zeit für ein Mittagsschläfchen.« Dann gibt er mir ein Fünfmärkstück und sagt: »Für die Mädchen« und ich weiß nicht genau, was er damit meint. Aber ich finde, daß es gut klingt. Ich stelle mir vor, daß wir in einem Westernfilm sind und vor dem Saloon stehen. Wenn er sein Mittagsschläfchen gemacht hat, werden wir runter zur Bahnstation gehen und auf den Zug warten, der uns hier raus bringt. Er hat Goldbarren, Schießpulver und Rinder geladen und er fährt in ein Land, von dem nur wir beide wissen und außer uns niemand.

Heute ist mein achtzehnter Geburtstag. Ich war auf der Gemeindeverwaltung und habe meinen Führerschein abgeholt. Die Fahrprüfung habe ich schon vor mehr als einem Monat bestanden. Um genau zu sein, habe ich sie schon vor mehr als sieben Jahren bestanden, auf der Hauptstraße unseres Dorfs, auf dem Rückweg vom »Krummen Eck«, einer Kneipe, die es heute nicht mehr gibt, am Lenkrad eines alten Opels, über das ich gerade so sehen konnte, als wir einen Polizeiwagen passierten, dessen Insassen offensichtlich nicht den geringsten Grund sahen, uns anzuhalten. Mein Herz pochte wild gegen den Stoff meines T-Shirts und ich fühlte mich wie ein Fünfjähriger, obwohl ich doch zehn war. Bis ich einen Blick auf meinen Beifahrer warf. Auf seinem Gesicht lag der Ausdruck größter Selbstverständlichkeit, als er mir zunickte. Alles hatte seine Richtigkeit. Ich glaube, seit dem hat mich nichts mehr erschrecken können.

Ich mache mich auf den Weg, den Beifahrer für meine erste legale Autofahrt abzuholen. Der alte Opel steht noch immer vor seiner Tür, auch wenn er selbst ihn seit knapp drei Jahren nicht mehr gefahren hat. Er wartet dort auf mich. Das Warten ist jetzt vorbei.

Ich bin jetzt erwachsen. So heißt es jedenfalls. Ich bin mir nicht ganz sicher über die Bedeutung dieses Worts. Sicher ist, ich darf jetzt Auto fahren. Ich weiß jetzt, wie das gemeint war mit der Polizei. Und das mit den Mädchen. Und daß ein Kompagnon nicht

wirklich ein Hilfssheriff ist. Ich weiß, wie das war mit dem Zweiten Weltkrieg. Und daß es keine Berge gibt, die unter der Erde sind. Und daß mein Freund bald achtzig sein wird.

Er sitzt vor dem Fernseher, als ich in sein Wohnzimmer trete. Tabakbraune Speichelfäden rinnen durch die Falten in seinem Gesicht von den Mundwinken zum Kinn. Es ist grotesk. Dieser Mann ist ein Held. Also warum, verdammt noch mal, ist er angezogen wie diese alten Männer, die ihre Tage verstreichen lassen, vor einem Glas Bier sitzend, das schal wird, oder einem Fernsehapparat, dessen Programm sie nicht interessiert, während sie mit hängenden Lidern und hängenden Mundwinkeln ins Leere starren? Wenn ich ihn nicht kennen würde, könnte ich vielleicht gar keinen Unterschied ausmachen zwischen ihm und den anderen alten Männern, die einfach nur alte Männer sind. Das macht mir Angst.

Er schaut zu mir auf mit diesen müden Augen und ich danke Gott oder wem auch immer dafür, daß sie mich erkennen.

»Laß uns los«, sage ich zu ihm. »Eine kleine Fahrt machen. Vielleicht raus zum See.«

Eigentlich meine ich: Runter zu dem kleinen, staubigen Bahnhof, wo der Zug auf uns wartet, der uns hier raus bringen wird. In dieses andere Land. Du weißt schon. Von dem nur wir beide wissen und außer uns niemand.

Das ist komisch: ich gehe ihn besuchen, weil meine Mutter gesagt hat, ich sollte es tun. Verdammt, ich weiß, daß ich es sollte. Ich erinnere mich, daß meine Mutter meine Besuche bei ihm zu unterbinden versuchte. Es scheint lange her zu sein, dabei sind es bloß ein paar Jahre.

Sie haben ihn ins Nachbardorf geschafft. In das »Seniorenstift«, das sie dort haben. Sie sagen, er müßte da wohnen. »Weil er alleine einfach nicht mehr zurecht kommt.« Scheiße. Seine Nichte hat zugestimmt. Mich haben sie nicht gefragt.

Ich habe seine alte Gitarre dabei. Die habe ich mir geholt, als sie seine Wohnung ausräumten. Sein alter Opel gehörte mir längst.

Ich trete in das kleine Zimmer. Es sieht aus wie eine Mischung aus Krankenlager und Asylantencontainer. Er sitzt in so einem mechanischen Sessel, der sich per Knopfdruck in alle möglichen Richtungen verstellen läßt. Der Fernseher läuft. Meine Augenlider fangen komisch an zu zucken. Ich presse sie zusammen, damit sie Ruhe geben.

Er schaut mich an. Sein Blick kommt von ziemlich weit unten zu mir herauf. Als würde eine Blume zu einem Baum heraufblinzeln. Ich weiß nicht genau, ob er mich erkennt. Das ist der Moment, vor dem ich mich gefürchtet habe. Seine Augen sind trüb. Als seien seine Netzhäute eingetrocknet.

Ich mache den Fernseher aus. Dann setze ich mich mit der Gitarre aufs Bett. Ich schließe die Augen und stelle mir vor, wie säßen in einer Küche. Ich spiele »Muß I denn«. Seine Finger tippen auf die Armlehne des mechanischen Sessels. Als würde er das Lied auf einem unsichtbaren Klavier mitspielen. Aus seinen geschlossenen Augen laufen Tränen heraus.

Meine Mutter sagt, er wird sterben. Aber ich weiß, daß das nicht sein kann. Das kann nicht sein. Wir werden einfach zu dem kleinen Bahnhof runtergehen und den Zug besteigen, der uns hier raus bringt. In dieses andere Land, von dem nur wir beide wissen

und außer uns niemand.